



Der Weltenwanderer

Er war Düsenjetpilot, Ritter und Agent: Stephan hat schon viele Herausforderungen gemeistert. Doch eines Tages katapultiert ihn seine Fantasie in ein reales Abenteuer. Er überlebt drei Wochen lang im Wald – ohne Proviant, frisches Wasser und schützendes Zelt.

Ein Becher mit kalt gewordenem Kaffee baumelt vergessen an Stephans Zeigefinger. Er sitzt bewegungslos auf einem weißen Sofa, schaut den flirrenden Staubkörnern in den Sonnenstrahlen nach und schweigt. Bei der Frage „Wo bist du?“ zuckt der 37-Jährige zusammen. Er blinzelt drei-, viermal, atmet tief ein und aus. Sein Weg zurück ins Hier und Jetzt, in die Begegnungsstätte der Pestalozzi-Stiftung Hamburg, dauert einen Augenblick. Dann ist Stephan wieder ganz da: „Entschuldigung, ich habe eine Stippvisite in meiner Lieblingswelt gemacht, bei Rittern und Drachen.“ Ein Paralleluniversum voller Magie, das anderen Menschen verschlossen bleibt. Was da mit ihm passiere, sei kompliziert zu erklären – und vor allem die Erwachsenen würden es selten begreifen, sagt er.

„Kinder verstehen das instinktiv, sie machen es jeden Tag. Und als ich noch kleiner war, ha-

ben mich alle dafür gemocht ...“ Stephan fokussiert eine Macke an der Wand, während er seine Erinnerungen chronologisch zu ordnen beginnt. Er reist zurück auf den Spielplatz, wo für ihn alles begann. Er beschreibt, wie er als Grundschüler stundenlang im Kletternetz hockt. Wie die Kinder aus der Nachbarschaft sich gebannt um ihn scharen, um seinen Geschichten zu lauschen. Wie er wortgewaltig die Saga der „Star Wars“-Filme weiterspinnt. Wie er für seine Freunde Weidenzweige pflückt und mit seiner Fantasie zu leuchtend grünen Lichtschwertern erweckt. Und wie seine Zuhörer pünktlich um 18 Uhr an den Abendbrotstisch eilen, während er einfach sitzen bleibt: „Die Geschichten gingen ja weiter in meinem Kopf.“

Stephan erzählt gelassen und leise, ihm scheint die Sonne in das glatt rasierte Gesicht und spiegelt sich auf seinen braunen, blank polierten Schuhen. Er sieht ganz erwachsen aus. Plötzlich reißt der 37-Jährige den Arm hoch, fuchtelt herum und dröhnt: „Luke, ich bin dein Vater!“ Dann legt er seine Klinge aus Luft wieder vorsichtig neben sich aufs Sofa. Er schaut zufrieden und grinst. Seine Darth-Vader-Imitation sei damals legendär gewesen.

Doch seine Träumereien werden nicht

„Meine Tagträume haben mich genug geflasht.“

weniger, sondern mehr. Das unterscheidet ihn plötzlich von den anderen Jugendlichen. In der Pubertät verliert er sich immer öfter, versäumt Schulstoff, weil er in der Klasse nur körperlich anwesend ist. Mit Ach und Krach macht er seinen Realschulabschluss. Er vertrödelt seine Zeit, hängt mit Junkies rum. Den ganzen Tag sitzt er mit ihnen in Hauseingängen, vergisst zu essen und zu duschen, wechselt seine Kleidung nur alle paar Tage. Kaum vorstellbar: An diesem Tag schlägt Stephan akkurat die Beine in Hosen mit Bügelfalte übereinander, trägt Pullover und Hemd, die den Duft „frisch gewaschen“ im Raum verströmen.

Was seine Eltern und seine große Schwester damals als schlechten Umgang bezeichnen, war für Stephan eine logische Zweckgemeinschaft: „Die haben nichts hinterfragt. Die waren ja auch in ihren eigenen Welten unterwegs.“ Von den Drogen lässt er die Finger. „Meine Tagträume haben mich genug geflasht.“ Aus Mangel an Ideen für sein echtes Leben geht er zur Bundeswehr in Schleswig-Holstein. Er landet bei einem Offizier im Vorzimmer, stempelt

Anträge, geht an ein Telefon, das nur selten klingelt. Simplen Befehlen zu folgen sei schön gewesen, erinnert er sich. In dieser Phase ist seine Parallelwelt ausgelastet mit Spionageaufträgen. „Gut angepasst an die Realität“, sagt Stephan, er lacht. Immer wieder rettet er als Pilot eines US-Blackbird-Jets die Welt vor Anschlägen oder vor Bedrohungen aus dem All. Und das sei, natürlich neben den Fähigkeiten, eine Krawatte zu binden und Klamotten bündig zusammenzulegen, wirklich das einzig Sinnvolle in diesen zehn Monaten Wehrdienst gewesen.

Stephan tippelt mit den Fingern über den Sofastoff, als spiele er eine Melodie. „Tjaaa“, sagt er und zieht zischelnd Luft durch die Zähne. „Und nach der Bundi-Zeit bin ich aus dem Gleichgewicht geraten und konnte Realität und Fantasie nicht mehr auseinanderhalten.“ Wieder zu Hause in Hamburg, verpasst er Haltestellen, wenn er Bahn fährt. In seiner gerade begonnenen Ausbildung zum Koch träumt er mit dem Messer in der Hand, schneidet sich in die Finger. Als er sich eines Tages mit kochendem Wasser den Fuß verbrüht, degradiert ihn der Chef zu seiner eigenen Sicherheit. Von da an richtet Stephan das Essen auf den Tellern an, arrangiert Buffets und faltet kunstvoll Servietten. „Immer das Gleiche, stoisch ausgeführt“, beschreibt es Stephan. „Das war herrlich. Ich konnte dabei problemlos in meine

Traumwelt schlüpfen.“ Bis er immer öfter den Ausgang aus seinen epischen Fantasien nicht mehr findet. Hat er ihn gefunden, fällt es ihm zusehends schwerer, auch hindurchzugehen. „Ich bin irgendwann wie die Junkies geworden: immer auf der Suche nach dem nächsten Rausch.“ Das Träumen wird für Stephan ein Belohnungssystem, dass für immer mehr alltägliche Herausforderungen als Ausrede erhalten muss: fürs Schuhezubinden, den gemeisterten Arbeitsweg oder aufgehängte Wäsche. Hin- und hergeschleudert zwischen der Welt draußen und der Welt in seinem Kopf, rasselt er durch seine Abschlussprüfung.

Dieser Rückschlag habe irgendwas in seinem Hirn durcheinandergebracht, sagt er. Er habe nur noch weggewollt, raus aus dem einengenden System von Familie und gesellschaftlichen Erwartungen. Er haut mit 800 Euro im Portemonnaie nach Südeuropa ab. Seine Mutter und seine Schwester weiht er nicht ein. „Ich habe nicht einmal darüber nachgedacht“, sagt er. „Ich wollte was von der realen Welt sehen. Ich brauchte neue Inspiration.“ In Barcelona

„Ich bin irgendwann wie die Junkies geworden: immer auf der Suche nach dem nächsten Rausch.“

findet er im Zentrum für Einwanderer Unterschlupf. Dort gibt es kostenfrei zu essen und trinken, eine Dusche und einen Schlafplatz. Dass er mit 100 Leuten in einem Raum schläft, stört ihn nicht. Wenn alle schnarchen, träumt er. Vormittags schlendert er durch die Stadt, mittags isst er in der Armenküche von Mutter Theresa Paella, nachmittags liest er im Asieninstitut der Universität über tibetischen Buddhismus und Ikonografie. Die Bilder von Fantasie und Realität schieben sich in diesen Tagen wie bei einer Sonnenfinsternis übereinander: „Ich war mir sicher, ich bin Indiole und Entdecker und muss fremde

Er will sich gerade einen zweiten Kaffee machen,
als der Befehl durch seinen Kopf schnalzt:
„Du bist in großer Gefahr! Bring dich sofort in Sicherheit!“

Kulturen erforschen.“ Als das Geld ausgegeben ist, durchforstet er die öffentlichen Mülleimer und findet einen Metalldetektor, mit dem er frühmorgens den Strand nach Schätzen absucht.

Das erbeutete Kleingeld reicht nicht für die Fahrkarte bis Hamburg. Stephan strandet in Heidelberg und kippt nach dem Aussteigen aus dem Zug dehydriert und orientierungslos um. Der Arzt im Krankenhaus verschreibt ihm Beruhigungsmittel und vermittelt ihn in eine betreute Wohngemeinschaft, wo er mit einem HIV-Infizierten und einem Ex-Häftling lebt. „Sozusagen die WG der Ausgestoßenen“, fasst Stephan zusammen. „Einer körperlich krank; einer frei und doch in sich selbst gefangen; und einer seelisch behindert.“ Er arbeitet für eine Weile in einer Behindertenwerkstatt für Kunsthandwerk, wo er Betonblöcke mit Blattgold verziert. Eigentlich will er zurück nach Hamburg, doch sein schlechtes Gewissen blo-

ckiert den Weg: Seine Schwester feierte während seiner Reise Hochzeit – Stephan hatte es vergessen. Er lenkt sich mit Arbeit ab, wiederholt sogar seine Abschlussprüfung zum Koch. Doch bevor er das Ergebnis erfährt, meldet die Stimme sich zum ersten Mal ...

Sie erwischt Stephan völlig unvorbereitet. Er will sich gerade einen zweiten Kaffee machen, als der Befehl durch seinen Kopf schnalzt: „Du bist in großer Gefahr! Bring dich sofort in Sicherheit! Sag niemandem, wo du bist!“ Die Computerstimme ist eindringlich, duldet keine Widerrede. Stephan stolpert aus seiner Wohnung und flieht in den Wald. „Das war eine Kurzschlussreaktion, meine Fantasie war, laut meinem Psychiater, das Trittbrett, um mich von dem Leistungsdruck zu befreien“, erklärt Stephan und zuckt mit den Schultern. „Dabei hatte ich sogar bestanden.“

Stundenlang irrt er durchs Dickicht, noch ohne zu ahnen, vor wem oder was er wegläuft. Um

sich zu tarnen, rollt er sich tagsüber zwischen Baumwurzeln zusammen und deckt sich mit Laub zu. In der Nacht streift er durch das Weinanbaugebiet, pflückt Weintrauben, Pflaumen, Äpfel und schöpft Wasser aus ausgehöhlten Baumstümpfen oder Pfützen. Er bleibt immer in Bewegung, huscht von Deckung zu Deckung. Die Gefahr offenbart sich, als er nach einigen Tagen auf einem Hügel steht und unter ihm ein kleines Dorf entdeckt: Eine Rockerbande auf Motorrädern knattert auf die Häuser zu, bewaffnet mit Maschinengewehren. Ihr Auftrag: Alle Menschen, die in Stephans Sichtfeld auftauchen, zu töten. Seine Augen werden zu Scheinwerfern, deren Lichtkegel die Bösen auf ihren Feuerstühlen anlocken. „Sie kamen wie die Motten zum Licht“, erinnert sich Stephan. „Das war wie ein Naturgesetz, ich konnte die Unschuldigen dort unten nur retten, indem ich den Blick abwendete und wieder in die Natur flüchtete.“

Drei Wochen lang lebt der damals 25-jährige im Wald. Ohne Ausrüstung, ohne Plan, ohne Ausweg. Er verliert sein Zeitgefühl und zwölf Kilogramm Gewicht. Bis er, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, auf einem Waldweg vor ein Auto läuft. Glück im Unglück, nennt er das heute. Und erklärt: „Na ja, Glück für mich, Unglück für den Typen am Steuer! Das war für den ein Schock. Ich hab laut geschrien, dass mich Banditen verfolgen, dass sie die Menschen angrei-

„Ich sah aus wie Robinson Crusoe. Und wahrscheinlich habe ich auch so gerochen.“

fen und er sofort losfahren muss.“ Dass der Mann nicht Reißaus nimmt, ist Stephan ein Rätsel: Sein freundliches Gesicht verbirgt sich mittlerweile hinter einem zotteligen Bart voller Kletten, die Fingernägel sind abgebrochen, die Klamotten zerrissen. „Ich sah aus wie Robinson Crusoe. Und wahrscheinlich habe ich auch so gerochen“, sagt Stephan und reibt mit dem Zeigefinger seine Nasenspitze. In den Wald gestartet war er in weißen Turnschuhen und in Hose und Hemd. „Ins Ziel kam ich dann mit zu großen Gummistiefeln und einem Pullover, in dessen Ärmeln meine von Dornenbüschen zerkratzten Beine steckten.“ Wo die neuen Klamotten herkommen, weiß Stephan nicht mehr: „Geklaut von einer Wäscheleine?“ Sein Retter bringt ihn zur Polizei, die bringt ihn ins Krankenhaus. Er bekommt Medikamente und die Stimme, die ihn in den Wald beorderte, schaltet sich ab. „Die Tabletten sind

„So wie ihr Normalen ein Buch aufschlägt, so öffne ich einfach gedanklich eine Tür.“

für mich der willkommene Aus-Knopf gewesen.“ Bis heute bilden sie für ihn einen Notfallschalter, den man rechtzeitig aktivieren kann, bevor man Fantasie und Realität nicht mehr sicher auseinanderhalten kann. „Ich dachte damals, was ich denke, wird auch wahr“, sagt er, „das war damit vorbei.“

Der 37-Jährige beschreibt seinen Erstkontakt mit Psychopharmaka abgeklärt. Er hat gelernt zu erzählen, was ihn bewegt oder blockiert. Das sei seinen Zuhörern zu verdanken, sagt er. Seine Betreuer Clara und Friedrich von der Pestalozzi-Stiftung Hamburg lachen genauso wenig über seine Fantasiefähigkeit wie sein Psychiater. Zweimal die Woche trifft er Clara oder Friedrich, um zu reden, zu ordnen, zu analysieren. Sie hätten ihn in den vergangenen zwei Jahren geerdet und lockerer gemacht, sagt er. Auch im Umgang mit seiner durch die Medikamente gebremsten Einbildungskraft. Stephan sieht es heute positiv, dass die Pillen seine Fantasie in Bahnen lenken. Nur die gefährlichsten Wucherungen seien durch sie abgeknipst worden, sagt er. Seine Wunschträume erreicht er noch immer, nur den Zeitpunkt kann er heute gezielter steuern. „So wie ihr Normalen ein Buch aufschlägt, so öffne ich einfach gedanklich eine Tür.“ Das sei praktisch

bei seiner Arbeit auf dem zweiten Arbeitsmarkt als Museumswärter: „Sind wenige Leute da, wandere ich durch die Ausstellung und fülle die leeren Räume mit meiner Fantasie.“

Stephan trinkt einen Schluck Wasser, reibt sich die Knie, lehnt sich erst an, um dann wieder auf die Sofakante zu rutschen. Sein ganzer Körper scheint sich zu fragen: Sag ich's, oder sag ich's nicht? „Ich schreibe ein Buch!“ Der Satz ist raus, bevor er es sich anders überlegt. „Es heißt ‚Der Gesang der Drachen‘ und handelt von einer Drachmutter, der das Gelege von einer Elfe gestohlen wird.“ Wie weit sein Fantasywerk gediehen ist, verrät Stephan nicht. Dass es stockt, schon. „Vielleicht habe ich auch ein bisschen Angst, es zu entzaubern, indem ich es fertigschreibe“, sagt er und betrachtet die Vögel vor dem Fenster.

Seine heutige Schaffenskrise dürfte seine Grundschullehrer nicht überraschen. Schon

damals hatte Stephan ständig ein Schulheft und einen Stift zur Hand. Egal, ob im Matheunterricht oder beim Sport. Aber als seine fantasievollen Texte immer länger und seine Konzentrationsspannen immer kürzer wurden, schränkten seine Lehrer ihn konsequent ein: Mehr als fünf Seiten durfte er nicht mehr abgeben. Doch Stephan ließ sich nicht beirren, er verlagerte das Schreiben in sein Kinderzimmer. „Da hatte ich auch noch keine Schreibblockade“, flachst er. Mit 13 Jahren schrieb Stephan sein erstes Werk: „Rotfell, Spitzohr und Pfötchen“, eine Geschichte über drei kleine Füchse, die viele Wagnisse im Wald überstehen mussten. Er lacht bei dieser Erinnerung: „Tja, deren Abenteuer war ja auch ein Traum, meiner eher ein Albtraum. Und sie hatten keine klebrigen, ekligen Kletten im Fell wie ich 20 Jahre später im Bart.“

Paranoide Schizophrenie

Seite 123